

Rekonstruktion aus der Sicht der Architekten (Vortragsprotokoll)

Univ.-Prof. Karla Kowalski, Graz/Stuttgart

Vortrag im Rahmen des Symposions "Missachtet - Versäumt - Vergessen", anlässlich der Auftaktveranstaltung des Vereins Denkmal-Steiermark am 10. Juni 2008 im Spiegelfoyer der Grazer Oper

Architektur ist eine merkwürdige Kunst. Sie ist belastet von so vielen Klötzen am Bein, wie z.B. der Finanzierbarkeit, der Haltbarkeit, der politischen Durchsetzbarkeit, der Verkaufsstrategie, der Logistik, der Herstellung und tausenderlei anderer Dinge mehr, die wengleich sie alle nötig sind, doch den gedanklichen Kern nicht treffen.

Ich spreche jetzt gleich und ohne gedankliche Vorbereitung von dem, was mich wirklich interessiert. Dieser Kern ist die Ausdrucksfähigkeit, die Kunst, mit dem gebauten Rohmaterial von Glas und Steinen und Schutt letztlich eine lebensdeutende Aussage zu treffen. Es ist der interpretative Inhalt der Form, den ich heute ein bisschen beschreiben möchte.

Mit jeder Form – das möchte ich uns vor Augen führen – liefern wir eine Art Interpretation dessen, was uns im jeweiligen Zeitalter und am jeweiligen Ort mit seiner geschichtlichen Vorarchitektur und seiner heutigen Gesellschaftsart wichtig erscheint

Neue Architektur ist nun so eine Art Interpretation von Lebenshoffnungen, die nicht so sehr den Zustand betreffen, sondern eher Hoffnung aus diesem Zustand heraus. Also der Zustand ist die Basis. Dies gilt auch für die Wertschätzung eines Denkmals – im Übrigen, dem heutigen Thema.

Jede Form spricht von etwas, auch wenn sie gar nicht will. Sie kennen diese Formen, die gar nichts sagen wollen. Auch wenn sie nur diese vertane Chance der Lückenbüßerei wahrnehmen will. Diese nichtssagende Form spräche in diesem Falle davon, dass sie nichts im Leben an Handlung, an Gesellschaftsideen, an Sehnsüchten auch vielleicht, für wichtig genug hält, ausgedrückt zu werden. Das allemal sagt sie.

Und bitte glauben Sie nicht, Architekten oder sonst irgendwer weiß ganz genau, was er ausdrücken will. So nach dem Schema: 80 % gesellschaftliches Beisammensein – nach Karl Marx vielleicht – 20% Ökologie, macht in Summe eine solche oder solche Form.

Vieles einer Erfindung bleibt oft im Vorbewussten stecken, und das ist gut so. Denn so bleibt das Ergebnis angenehm frei und letztlich innovativ.

Das Herstellen von Realität, also das Herstellen von Lebensintensität, die sie hier an den Ort kettet, wie sie wissen – denken Sie an Ihr eigenes Leben – wird zu einem erheblichen Anteil durch das, was man sieht und erfasst - also Architektur - erzeugt. Sie erzeugen durch Architektur Lebensintensität. Und zwar so erzeugt, dass es für das Leben wie eine Handlungsanweisung eingeschrieben ist.

Man akzeptiert beispielsweise gesellschaftliche Zusammenhänge ohne Nachdenken durch Platzanordnungen, man folgt ohne schriftliche Hinweise flüssigen Straßenabfolgen, und verliert sich hilflos im Winkelwerk, das man nicht überblickt, und das eher dann auf sich selbst bezogen ist. Man befindet sich anders, mit offenem oder mit geschlossenem Himmel, usw. Und all das, diese Auswirkungen und Wirkungen, diese abstrakten Zusammenhänge und Wertungen muss man als Bürger und Gestalter, als Architekt natürlich, zuerst für sich irgendwie in das Bewusstsein bringen, bewerten – klar, man siebt dann aus, sagt: „das will

ich, das will ich nicht“, und v.a. man muss es *wollen*. Sonst könnte man ja auch etwas anderes wählen. Und das ist letztlich Interpretation.

Und von einigen dieser durch Auswahl von Möglichkeiten entstandenen architektonischen Realitäten will ich kurz deutlicher sprechen, da sie mit dem heutigen Thema zu tun haben.

Es war mir – wie gesagt – wichtig zu zeigen, dass die Stadt als emotionale Entität unser Selbstverständnis, das Verständnis von uns selbst, bestimmt. Bauten der Geschichte sind wie Vater und Mutter unserer Eingebundenheit in unsere eigene Herkunft.

Wie aber, wenn es nichts Wirksames mehr an Geschichtlichem gibt? Wenn Kriegszerstörungen z.B. und inhaltsminimiertes Aufbauwerk danach, den Städten diese Kraft der Identitätsfindung genommen hat, und wirklich kraftvolles Neues noch nicht steht oder seine Zeit auch noch nicht wirken konnte. Wo an dieser Stelle der Einbindung im Gehirn der Menschen ein Loch ist.

Warum bauen nämlich Städte wie Frankfurt oder Braunschweig oder Berlin, nach Jahren ein Stück rekonstruierter Altstadt auf? Warum kauft sich Frankfurt ein Stück Römer, kauft sich Braunschweig ein altes Schloss, Dresden eine Frauenkirche? Weil nämlich ein Identitätsloch vorhanden ist, das durch fehlenden Mut, fehlende Kraft – auch von Auftraggebern übrigens, es sind nicht nur die bösen Architekten – durch das Kleben auch an dem Phantomverlust bisher nicht gefüllt werden konnte.

Sie sehen, das Alte an einer Stadt gehört zu unserer europäischen Auffassung von Vollkommenheit. Und so kommt Braunschweig z.B. dazu, eine hohle Schlossfassade mit einem Einkaufszentrum für Spülmittel und Schrecklicherem dahinterzubauen, wobei eigentlich nur der wiedergefasste Stadtraum davor zu einer wirklichen städtischen Funktion geworden ist. Jetzt also hat Braunschweig, wenn man seine kritischen Augen, seine kritischen Architektenaugen so ein bisschen zukneift, wieder einen emotional erforderlichen großen Zentralraum der Identifikation in der Mitte.

Auf diese bestimmte Art kann ich gut das Füllen von solchen Lücken im Kopf verstehen. Die Leute dort *mussten* sich einfach ein Stück Geschichte *kaufen*, wengleich man sich als Architektin das Herstellen von emotional ausreichender Umgebung anders vorgestellt hat.

Graz hat es in dieser Hinsicht leicht. Wir schwimmen sozusagen in „historischer Butter“, wir haben einfach viel davon. Wir können es uns leisten einzelne Stücke wieder zu komplettieren, denn es ist genügend ausreichend erhaltene Substanz da. Wir haben genug Geschichte, noch dazu in einer absolut hohen Ideenqualität, sodass ein eindruckliches Lebensbild jedem in Erinnerung steht, der sich woanders befindet und an Graz zurückdenkt. Es ist wunderbar, dass wir dies wissen, und dafür auch etwas tun.

Und jetzt kommt das große ABER: man braucht, ganz generell gesprochen, nicht nur die Einbindung in die Geschichte, sondern auch die Befreiung davon. Sozusagen die freie Luft nach vorne in die Zukunft

Graz hat des Öfteren bewiesen dass es diese Notwendigkeit der Offenheit nach vorne in das Unbekannte, die Freiheit des ungesicherten Wagnisses, erkannt hat. Und zwar ein Wagnis, das möglichst auf dem Niveau des Vorhandenen und der architektonischen Sprachfähigkeit des Vorhandenen angesiedelt ist, oder sein sollte.

Das ist an sich ein großes Verdienst, denn es gibt Städte, bei denen diese freie Luft für die Zukunft vor lauter Verzagtheit und vor lauter Besinnen auf früher zu einem dünnen Luftfädchen geworden ist, bei denen sozusagen „der Sack oben zu ist“. Wie sollen dort junge Leute die Zukunft weiterschreiben? Wie sollen wir also verfahren?

Ich hoffe ich konnte deutlich machen, dass, ob viel Geschichte, ob wenig, ob Lücken in der Identitätsabdeckung oder nicht, jede städtebauliche Situation, jeder Ort ein Quantum von höchst eigenen gestalterischen Notwendigkeiten produziert. Gestalterische Notwendigkeiten, die die Geschichte einarbeiten, und die Zukunft darauf hin mit ebensolcher Deutlichkeit öffnen. Das ist ein Plädoyer für das Verbinden von beiden Richtungen.

An den Schluss ihres Vortrages stellte die Referentin einige Bilder, die über das präsentierte Thema erzählen sollten, mit denen sie gelungene Möglichkeiten des Zusammenklanges von Alt und Neu aufzeigen wollte.